Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch
Band: - (2005)

Artikel: Auf der Suche nach der Armensuppe
Autor: Reich, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882836

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf der Suche nach der Armensuppe

Im Frühjahr 2003 besuchte der Zürcher Schriftsteller Richard Reich seinen Bürgerort Hemberg, um nach seinen Vorfahren zu fahnden.

Richard Reich

Eines Abends, es war an einem Freitag kurz vor 20 Uhr, läutete das Telefon. Eine Frauenstimme:

Sind Sie der Herr Reich?
Ja.
Sind Sie im Kanton Bern geboren?
Ja, schon…
Wie lange haben Sie im Kanton gelebt?
Nun, äh… wieso? Wer ist überhaupt am Apparat?

Es war die Kulturabteilung des Kantons Bern, vertreten durch eine Frauenstimme (freundlich, aber dezidiert). Die Dame wollte vor dem wochenendlichen Ladenschluss wissen, wes Kantones Kind ich sei. «Wissen Sie, wir sind immer ein wenig auf der Suche nach einheimischen Nachwuchsautoren. Und weil in Ihrem Buch ‹geboren im Kanton Bern› steht, könnten Sie für die bernische Literaturförderung in Frage kommen. Wie lange haben Sie denn nun im Kanton gelebt?» – Als freischaffender Schreiber will die Antwort in einer solchen Situation gut überlegt sein. Denn offensichtlich geht es dabei ja im selben Atemzug um Sein oder Nichtsein sowie um Haben oder Nichthaben: Bin ich ein Berner oder nicht? Werde ich das bernische Geld haben oder nicht?

Der Prinz von Vöcklabruck

Die latente Diskrepanz zwischen amtlicher Herkunft und existenzieller Identität ist ein internationales Problem. Ein prominentes Beispiel: Vor einigen Jahren brachte Prinzessin Caroline von Monaco auf der Rückreise von einem Aufenthalt im malerischen Almtal ihr soundsovieltes Kind notfallmässig im Spital von Vöcklabruck, Österreich, zur Welt. Als Folge dieses

Schicksalsschlags muss sich der kleine Prinz (oder war es eine Prinzessin?) nun also sein Leben lang auf jedem Amt als gebürtiger Vöcklabrucker outen, und die Aussicht, dass er dereinst selbst in den Genuss eines Vöcklabrucker Literaturförderpreises gelangen könnte, ist angesichts der Tatsache, dass dieser Ort im Wesentlichen aus einer Eternitfabrik und einem Regionalspital besteht, doch recht gering.

Ich selber erblickte das Neonlicht dieser Welt in einem noch weit kleineren Krankenhäuschen in der Ortschaft Erlenbach im Simmental. Von dort wurde ich umgehend ins Diemtigtal transferiert, wo ich meine Kindheit als Nesthäkchen der Dorfschullehrerin des Weilers Bächlen in Angriff nahm. Es muss im Alter von gut zwei Jahren, nämlich kurz vor dem Umzug unserer Familie in den Kanton Zürich, gewesen sein, als ich im Dorfbach den abgehackten Kopf eines Gockels schwimmen sah. Dieses Bild – der stolze Kamm, die gebrochenen Augen, der ausgefranste Hals – hat sich mir tief eingeprägt. Ich vermute, es wäre der Schlüssel zu einer dankbaren Psychoanalyse, und auch als tragendes Motiv eines zukünftigen Romans liegt dieser Hühnerkopf naturgemäss auf der Hand.

Das alles sagte ich an jenem Freitagabend am Telefon selbstredend auch jener Berner Literaturbeauftragten, welche sich jedoch eher skeptisch zeigte: «Ich glaube nicht, dass sich die Vergabe unserer Fördergelder mit frühkindlicher Prägung begründen lässt. Aber ich werde Ihren Fall der betreffenden Kommission immerhin darlegen.»

So gern ich mich von den Bernern eine Weile durchfüttern liesse, so unverblümt muss ich gleichzeitig zugeben, dass mir die Ernennung zum bernischen Jungschriftsteller (nicht nur wegen meiner bald 42 Jahre) schon auch etwas peinlich wäre. Schon heute würde ich meine amtliche Herkunft jedes Mal, wenn ich mich im Ausland in den Meldezettel eines Hotels eintragen soll, eigentlich lieber unterschlagen. Meinem Selbstverständnis nach bin ich kein gebürtiger Erlenbach-im-Simmental-er, sondern vielmehr Bürger von Hemberg, Kanton St. Gallen. Die Reichs waren arme Männer aus dem Tockenburg. Bevor sie auszogen, um es nach dem Vorbild Ulrich Bräkers zu etwas zu bringen.

Herkunft contra Heimat

In Schweizer Hotels müssen Ausländer bekanntlich ihren «lieu de naissance» (Geburtsort) eintragen, Schweizer Gäste hingegen den «lieu d'origine» (Heimatort) – weil Herkunft und Heimat nach hiesiger Sichtweise eindeutig zweierlei Schuhe

sind. Versuche ich ausländischen Bekannten das Wesen des schweizerischen Bürgerrechtes beziehungsweise die Bedeutung des Heimatortes zu erklären, stosse ich immer wieder auf fassungsloses Unverständnis. «Bist du denn in diesem Hemberg wenigstens aufgewachsen?», lautet gewöhnlich die erste Frage, die ich, wie die meisten Schweizerinnen und Schweizer, rundweg verneinen muss: «Das nicht, aber früher machten wir öfter Sonntagsausflüge dorthin.»

Die Einrichtung des sogenannten Bürger- oder Heimatortes ist selbstverständlich nichts anderes als ein weiterer Ausdruck unserer zutiefst paternalistischen Gesellschaftsordnung. In einem Land, welches das Frauenstimmrecht erst vor einer Generation einführte, wird eben auch die Herkunft traditionellerweise über den Vater definiert. Die Heimat eines Kindes ist nicht dort, wo seine Mutter niederkam, sondern dort, wo der Vater herkommt – selbst wenn dieser Vater auch seinerseits diesen seinen Heimatort möglicherweise nur aus seinen Papieren, vom Hörensagen oder von Sonntagsausflügen her kennt. Bis zum heutigen Tage wird unser phantomartiger, amtlicher Heimatbegriff ähnlich wie die Religionszugehörigkeit automatisch von den Erzeugern (bzw. den Standesämtern) auf die Kinder übertragen. Doch während man aus der Kirche austreten darf, ist es unmöglich, sein ererbtes Heimatrecht einfach so abzulegen. Man kann höchstens versuchen, es durch ein neues zu ersetzen, indem man an seinem aktuellen Wohnort offiziell um die Einbürgerung ansucht – ein Ansinnen, das in vielen Gemeinden zuerst vors Volk kommt, also von der Gemeindeversammlung explizit angenommen werden muss. Genau wie die Einbürgerungsgesuche von Ausländern.

So kommt es, dass die meisten Schweizerinnen und Schweizer leicht indigniert reagieren, wenn die Rede auf die Heimat und das Bürgerrecht kommt. Wer stammt schon gerne aus Niederwenigen oder Oberentfelden? Doch obwohl es unter urbanen Intellektuellen zum guten Ton gehört, sich wortreich von seinen papierenen Ursprüngen zu distanzieren, verzichten die meisten darauf, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu bereiten. Man lässt stillschweigend alles beim Alten, und zwar nicht bloss als Folge der bürokratischen Hürden. Vielleicht ist ja doch etwas dran an der Sache. Vielleicht ist dieses Kaff ja doch irgendwo ein Stück von mir. Oder bin ich irgendwie eines von ihm. Selbst wenn der reale Bezug zum alten Heimatort seit Generationen abgerissen ist, stellt dessen Name eben doch ein verbürgtes Kapitel aus der Familiengeschichte dar. Dieses lässt sich zwar aus

Papieren löschen, aber deshalb noch lange nicht grundsätzlich leugnen, aus dem Gedächtnis tilgen. Irgendwann haben Vorfahren des eigenen Namens wohl oder übel ebenda gehaust, nachweislich dort gelebt, in diesem nie besuchten Niederwenigen, in diesem obskuren Oberentfelden – oder in diesem schönen, fremden Ausflugsziel namens Hemberg, das ich mir als guter Bürger eigentlich dringend etwas näher anschauen sollte.

Auf der Matt

Das Postauto verlässt den Bahnhof Wattwil mit drei Passagieren und einem freundlichen Fahrer, der mir Werbeprospekte für die Region Neutoggenburg/Neckertal anbietet. Während sich der gelbe Wagen gemächlich die vielen Kehren bergwärts windet, beginnen die zwei anderen Fahrgäste (ein greiser Mann und eine lebhafte mittelalterliche Frau) ein Fachgespräch:
Gut gemäht, die Wiese da.
Dafür schaut die dort drüben recht verlottert aus.
S'ist halt zu trocken.
Noch lange kein Grund, dass man das Gras vor sich hin faulen lässt!

In solcher Redensart wird auf der halbstündigen Bergfahrt die bäuerliche Beackerung und Bestellung aller vom Postauto passierten Felder und Wiesen begutachtet, streng kommentiert. «E truurigi Sach!», lautet das Fazit der Frau, bevor sie in der zweitletzten Kurve vor Hemberg auf freiem Felde aussteigt. «Tja, da haben Sie wohl recht», bestätigt der Greis, «item, so ist das halt, also ade, Frau Riich». – Offenbar war das bereits die erste entfernte Verwandte.

Reichs gibt es, wie ich wenig später im Gemeindehaus erfahre, in Hemberg heute noch genau elf an der Zahl. Die Familie ist hier mindestens seit dem 18. Jahrhundert aktenkundig. «Für frühere Eintragungen», erklärt Walter Fischbacher, seines Zeichens Gemeindepräsident, «müssten Sie in den Kirchenbüchern nachsehen.» Geduldig hievt er der Reihe nach mehrere schwere Bände aus den Archiven, sucht die mit dicker Tusche und «alter Schrift» bedeckten Verzeichnisse nach meinen Vorfahren ab.

Da zum Beispiel: Reich Rosa, geboren 27. Februar 1904. Hat 1925 einen Adolf Früh, Bürger von Mogelsberg, geheiratet. – Ist das nicht lustig? Früh heisst heute die Familie, die jenes Bauerngut bewohnt, das einst in Hemberg der Stammsitz meiner Familie war. «Auf der Matt» wurde und wird das auf einer Hügelkuppe liegende Anwesen genannt. Und «auf der Matt» ist auch

Die Matt, von Hemberg aus gesehen. Das Haus Reich liegt hinter der Hangkante (auf der Foto nicht sichtbar).

der offizielle Beiname, den alle Reiche in diesem Zivilstandsregister tragen. – Hat sich jener Adolf Früh damals samt unserer Rosa auch gleich den Familienbesitz unter den Nagel gerissen?

Bevor ich mich so richtig empören kann, geht es weiter in der Ahnengalerie. Walter Fischbacher hat zu einem anderen, noch älteren Buch gegriffen. Dutzende Namen, Geburten, Hochzeiten, Todesfälle ziehen an meinem geistigen Auge vorüber. Obwohl die Hemberger Gemeindeschreiber früher die obligatorischen Eckdaten gerne mit freiwilligen Vermerken wie «ertrunken dort und dort», «erhängt aufgefunden da und da» oder «illegales Kind von dem und dem» verzierten, werden bei der Lektüre keine Reich'schen Partikularitäten ruchbar.

Bald hat Fischbacher, der übrigens in Hemberg auf die Welt kam, aufwuchs, eine Beamtenlehre auf der Gemeinde antrat, dann ebenda angestellt und zu guter Letzt anno 2000 auch noch zum Gemeindepräsidenten gewählt wurde, die ganze Linie beisammen: angefangen bei Reich Michael, geboren 3. Januar 1776 (auf der Matt), bis zu mir selber, geboren 5. 12. 61 in Erlenbach im Simmental, Kanton Bern. Verheiratet mit Wurzenberger Gerda, geboren 9. Juli 1965 in Wels, Österreich, österreichische Staatsbürgerin… Es folgt, dick unterstrichen, die Präzisierung: nicht Bürgerin von Hemberg SG.

Mein Hemberg

Weil meine direkten Vorfahren schon zu Urgrossvaters Zeiten Hemberg verliessen, um ins wirtschaftlich ergiebigere Flach-

beziehungsweise Unterland hinab zu ziehen, ist heute keine augenfällig direkte Reich'sche Verwandtschaft mehr auszumachen. Auch bleibt ungeklärt, ob ich ein entfernter Nachkomme des Reich Ulrich (1892–1976) bin, dessen Grab laut dem kommunalen Mitteilungsblatt diesen Sommer aufgehoben werden soll (weshalb man die Angehörigen auffordert, Grabmäler, Pflanzen usw. bis spätestens 31. August selbst vom Grab zu entfernen).

Dessen ungeachtet betrachte ich, während mich der Gemeindepräsident durchs Dorf zum Lunch in die «Krone», die stattlichste von einem halben Dorf ausgezeichneten Gastwirtschaften, führt, dieses malerische Dörfchen mit einem beträchtlichen Besitzerstolz. So wenig ich Hemberg im Grunde kenne, so unverrückbar ist der Ehrenplatz, den dieser fremde Ort seit Kindesbeinen in meinem Kopf, in meinem Bild der Schweiz, in meiner Weltanschauung einnimmt.

Es muss auf einem jener seltenen familiären Sonntagsausflügen gewesen sein, als mir mein Vater die Funktion des Heimatortes erklärte: «Das ist der Ort, wo du, wenn du gar nichts mehr hast, immer noch die Armensuppe bekommst.» Genau dieser doch ungemein tröstliche Gedanke ist der Grund für die sentimentale Anhänglichkeit, die ich Hemberg gegenüber empfinde. – Wer würde auch nicht lieber in einem voralpinen, sommers von Obstbäumen umstandenen, winters von Schneemassen verwöhnten Idyll die Mehlsuppe löffeln statt in Zürich? In diesem nebulösen Moloch, wo man als anonymer Sozialfall mit mehr Konkurrenz rechnen muss, als Hemberg insgesamt Einwohner hat (es sind derzeit 961).

Früher stand im Heimatschein, der den Hemberger Bürgern zugestellt wurde, Folgendes zu lesen: «In Kraft dessen geben wir die bestimmte Zusicherung, dass der Genannte unser Mitbürger, seine Ehefrau und alle seine in gesetzlich anerkannter Ehe erzeugten Kinder jederzeit und unter allen Umständen in unserer Gemeinde wieder Aufnahme finden sollen.» Mittlerweile mag sich die Formulierung geändert haben, die Sache selbst hat nach wie vor ihre Richtigkeit. Nicht umsonst betreibt die Gemeinde Hemberg ein eigenes «Bürgerheim», ein Asyl für Arme und sozial Benachteiligte sowie für geistig angeschlagene Menschen.

Die Sache mit der Suppe

«Die ortsansässigen Sozialfälle sind aber das kleinere Problem», erzählt Gemeindepräsident Fischbacher, während wir uns in der «Krone» am Tagesmenu (Spargelsuppe, Felchenfilet –

es ist Freitag) gütlich tun. «Teuer kommen uns hingegen jene Hemberger zu stehen, die irgendwo sonst in der Schweiz armengenössig werden.» Bis heute sieht die Bundesgesetzgebung vor, dass für die durch einen Sozialfall anfallenden Kosten während der ersten zwei Jahre nach dem Zuzug desselben in eine Gemeinde nicht die Wohn-, sondern die Heimatgemeinde aufkommen muss. Und weil gerade sozial randständige Menschen mitunter recht häufig ihre Umgebung wechseln, kann das für die Heimat schwer ins Geld gehen: «Wir haben pro Jahr 100 000 Franken für Hemberger zu berappen, die wir in den meisten Fällen noch nie zu Gesicht bekommen haben», sagt Fischbacher nicht gerade glücklich, aber auch ganz ohne Groll. «Es hat ja keinen Sinn, sich darüber aufzuregen. Ausserdem holen wir uns im einen oder anderen Fall später etwas Geld aus dem Nachlass zurück.»

Zu Gesicht bekommen die ortsansässigen Hemberger von Seiten ihrer abwesenden Mitbürger (neben den von deren Wohngemeinden gestellten Rechnungen) vor allem solche kuriosen Besucher wie mich, also Tagesausflügler, die einer sentimental-nostalgischen Anwandlung folgen. Vom Rest der schätzungsweise gegen 10 000 Hembergerinnen und Hemberger (in der letzten schweizerischen Volkszählung wurde – ist das auch so eine schleichende Anpassung an Europa? – nur der Geburtsort erfasst!) in aller Welt treffen höchstens Anrufe, Briefe oder E-Mails ein. Meistens mit der Bitte um Ausfertigung und Zustellung eines Heimatscheins, der von vielen Ämtern bei jeder Gelegenheit verlangt wird.

Auch damit wird es noch dieses Jahr allerdings ein Ende haben: Weil die Gemeinde Hemberg die vom Bund geforderte Mindestauslastung nicht erfüllt, wird die Administration teilweise mit jenen dreier Nachbargemeinden fusioniert. «Unser Zivilstandsregister kommt nach Mogelsberg», erklärt Gemeindepräsident Fischbacher, «aber auf speziellen Wunsch dürfen Sie weiterhin hier auf der Gemeinde heiraten, und auch das Bestattungswesen bleibt da.»

Und die Armensuppe? «Können Sie gegebenenfalls bis an Ihr Lebensende bei uns löffeln.» Also bleibt eigentlich nur eine Frage: Wer vergütet einem aufrechten Hemberger Bürger einen ihm in Bern entgangenen Literaturpreis?